

Der Knast aller Knäste

Eine Wanderung nach Stuttgart-Stammheim, zum berühmtesten
Gefängnis der Bundesrepublik

von Kurt Oesterle

Das Gefängnis von Stammheim steht noch immer, obwohl erst kürzlich wieder einmal über seinen Abriß und Neuaufbau spekuliert worden ist, an Stuttgarts nördlichstem Stadtrand. Es ist angebunden an Schnellstraßen und Autobahnen, eingepaßt in ein Revier von Kränen und Gaskesseln, von Fabrikschloten, Industriekomplexen und vielarmigen Strommasten, kaum unterscheidbar von anderen Häusern in Hochbauweise. Man könnte es glatt für ein mehrstöckiges Hotel halten, wäre da nicht die überaus starke Umfriedung.

An der Westseite, gleich jenseits der Gefängnismauer, liegt eine zu dem gleichnamigen Stuttgarter Stadtteil gehörende Gartenkolonie mit Blumen- und Gemüsebeeten, mit Feuerstellen, Sitzbänken und Geräteschuppen. Huflattich und Anemonen im Frühjahr, Schafgarbe und Habichtskraut im Herbst. Nicht weit davon, anrührend und verfremdend zugleich, ein Streifen Ackerland, auf dem ein Bauer seiner Arbeit nachgeht. Ein unglaubliches Idyll – so nah an dem weißlich-grauen Koloss aus Stahl und Beton.

Mitten durchs Gelände führt ein schnurgerader Rad- und Wanderweg. Er verläuft auf der alten Straße, die seit dem 18. Jahrhundert die Residenz im benachbarten Ludwigsburg mit dem bekannten Lustschloß „Solitude“ im Stuttgarter Süden verbindet. Württembergs Herzöge und Könige sind in ihren Kutschen hier entlanggefahren, über Felder und Wiesen, auf denen später Stadtteile wie Feuerbach oder Zuffenhausen entstanden, allesamt Heimstätten des industriellen Fortschritts in Schwaben.

Das Stammheimer Gefängnis war im Spätsommer 1963 bezugsfertig. Es wurde für Untersuchungshäftlinge erbaut, hat rund achthundert Haftplätze und trug in der Umgebung lange den harmlosen Namen „das Männerwohnheim“. In den siebziger Jahren, als dort die Gefangenen aus der „Roten Armee Fraktion“ (RAF) einsaßen, zog es sich den Ruf zu, das sicherste Gefängnis Deutschlands, ja Europas und schließlich der ganzen Welt zu sein: der Knast aller Knäste. Dieser Ruf sollte noch eine Weile nachhallen. Ein ganz und gar unbedrohlicher Ortsname war in kurzer Zeit zum Symbol für das „Furchtsyndrom der Zeit“ geworden, wie der Tübinger Kriminologe Hans-Jürgen Kerner sagt.

Ein spätes Echo dieses Rufs läßt sich noch beim Besuch des Strafvollzugsmuseums in Ludwigsburg vernehmen. „Ganze Schulklassen“, sagt Museumsdirektor Erich Viehhöfer von seinem Publikum, „glauben offenbar, es gebe in der Gegend ein Gefängnis, das den Namen ‚das Stammheim‘ trägt – ein Gattungsname! Sie fallen aus allen Wolken, wenn ich ihnen verrate, daß Stammheim nur der Name eines Stadtteils von Stuttgart ist.“

Viehhöfers Museum birgt auch eine Stammheim-Abteilung. Man kann dort allerhand erfindungsreiche Bastelarbeiten entdecken, die den RAF-Häftlingen bei Zellendurchsuchungen seinerzeit abgenommen wurden: kleine Pizzaöfen, gefertigt aus Keksdosen, oder eine (unvollendete) Schnapsdestille, für deren Bau auch Plastikschläuche Verwendung fanden, die normalerweise bei der Zwangsernährung während der vielen Hungerstreiks benützt worden sind.

In der Frühzeit des Gefängnisses muß sein Name ausgesprochen positiv geklungen haben. Noch in den sechziger Jahren wurden unermüdlich Besuchergruppen durch das Haus geschleust: Landfrauen aus dem Oberland, Mittelständler aus dem Unterland. Der ehemalige höhere Vollzugsbeamte Horst Bubeck, seit Jahren Pensionär und in den schwierigsten Zeiten Stammheims zuständig für den „Hochsicherheitstrakt“ im siebten Stock, erinnert sich genau, welche Haupterrungenschaften des Gefängnisneubaus er den Besuchern zu demonstrieren hatte: etwa den mit Maschendraht und Eisenpfosten gesicherten Hof auf dem Flachdach, wo die Häftlinge der oberen Stockwerke ihren täglichen Hofgang absolvierten; oder das elektromagnetische Feld zur Sicherung der Innenmauer, das beim Eintritt eines Körpers in diese Zone Alarm auslöste: Anfangs soll das Gerät so sensibel eingestellt gewesen sein, daß es bereits Laut hab, wenn ein Vogel hindurchflog; oder auch die Gegensprechanlage, über die ein Gefangener bei Tag und Nacht den Diensthabenden erreichen konnte; schließlich die Nachtsicherungsanlage, die eine blitzartige Umstellung auf ein rein elektronisches Schließsystem erlaubte, so daß kein einziger Schlüssel mehr paßte – dann hatte Stammheim sich selbst eingeschlossen.

Der letzte Schrei der Gefängnisbaukunst um 1960 war das Sägezahnmuster der Außenfassade. Es sollte mit seinen krummen Erkern und schräg eingesetzten Zellenfenstern verhindern, daß die Häftlinge Kontakt zueinander aufnehmen: Jeder sieht beim Hinausschauen auf der einen Seite nur den Rücken seiner Nachbarzelle.

Noch beeindruckender als die durch Stammheim garantierte Sicherheit vor den Gefangenen waren nur die Gefangenen selbst. Wenn Bubeck mit Besuchergruppen durch die Gänge zog und ihnen Hausinsassen begegneten, wurde er nicht selten gefragt: „Au, der guckt aber finschter – isch des’n Mörder?“ Worauf er postwendend zur Antwort gab: „Noi, koin Mörder, sondern d’r Gefängnispfarrer!“ Bubeck sowie auch den meisten seiner Kollegen waren die Gäste in ihrer ungehemmten Schaulust zuwider. Stammheim, dachten sie, sei nicht der städtische Zoo, die Häftlinge keine Tiere und die Vollzugsbeamten keine Wärter. Doch weit stärker als ihr Unmut war der Wille in einigen baden-württembergischen Ministerien, mit dem Pfund Stammheim politisch zu wuchern. Erst als im Frühjahr 1974 die Verlegung der RAF nach Stammheim beschlossene Sache war, ordnete das Ministerium das Ende der Führungen an, weil es die vielen Bewunderer der Sicherheit nun selbst für ein Sicherheitsrisiko hielt.

Doch bereits unter den ersten Insassen des Neubaus war ein Gerücht aufgekommen, das sich in den folgenden Jahrzehnten hartnäckig festsetzte und immer wieder aus sich selbst erneuerte wie der Schwamm in den Wänden. Manche Gefangene kannten es noch vor ihrer Zellennummer. Auch ohne Schlüssel fand es durch alle Türen. Das Gerücht behauptete, daß der Baumeister, der die Listen und Tricks der Menschenverwahrung in Stammheim ersonnen habe - besonders die das nachbarliche Gesicht verdeckenden Sägezähne - schwermütig geworden sei und sich umgebracht habe.

Das baden-württembergische Justizministerium bietet für Journalisten schon seit vielen Jahren Stammheim-Führungen an. Beim Antritt meiner Führung muß ich den Personalausweis an der Pforte hinterlegen. Darauf folgt ein Check mit dem Metalldetektor. Sichtbar ist an der Brust eine Kennkarte zu befestigen – „damit wir Sie bei einer Gefängnisrevolte von den Aufständischen unterscheiden können“, sagt humorvoll einer der Beamten, die die Besuchergruppe im Inneren empfangen. „Warum ist es eigentlich so leicht, nach Stammheim zu kommen?“, frage ich den Vollzugsdienstleiter Hans-Jürgen Joachim, der mich durch das große Gefangenenhaus führen wird. „Weil wir nichts zu verbergen haben und den alten Stammheim-Legenden vollends die Luft rauslassen wollen“, antwortet er prompt.

Schon damals hätte man es so halten sollen, meint er, also in den siebziger Jahren: unabhängige Journalisten reinlassen, damit sie sich ein eigenes Bild machen können, ohne propagandistische Verzerrung durch die RAF und ihre

Helfer. Zum Beispiel droben auf dem Dachhof, von dem damals behauptet wurde, er sei als Drahtkäfig eigens errichtet worden, um darin Baader, Raspe und die anderen RAF-Gefangenen wie wilde Tiere zu halten. Der Hof sieht tatsächlich wie eine Volière aus: viel Draht an eisernen Pfosten. Jedoch war er lange vor der RAF da, und er existiert auch heute noch. Dieser Dachhof ist schlicht und einfach der Ort, an dem die Häftlinge der Stockwerke vier bis sieben täglich ihren Hofgang haben, seit Anbeginn.

Von hier oben sieht man auch hinüber zum wenige Kilometer entfernten, auf einem Felsrücken gelegenen Hohenasperg, einst staatliche Festung, heute Vollzugskrankenhaus. Durch die Jahrhunderte war der Asperg das gefürchtetste Gefängnis in Württemberg, das sich selbst in Sprichwörtern verewigte. Oder in Witzen und Rätseln wie dem: Warum ist der Asperg der höchste Berg im Land? Weil man Jahre braucht, um wieder herunterzukommen.

Der Vollzugsbeamte Joachim fährt fort: „Heute ist Stammheim ein Reformknast.“ Außer der Kirche, der Krankenstation und der Sporthalle führt er mich auch in die Ausbildungswerkstätten, die Drogenberatung und die Sprachschule. „Wir versuchen, manches nachzuholen, was die Gesellschaft versäumt hat.“ Vollzug habe zum Ziel: Wiedereingliederung. Er sei ein Organ der dritten Gewalt, der Rechtssprechung, und nicht in erster Linie strafender Arm und richtendes Auge des Staats. Wie um einen Beweis dafür zu geben, deutet Joachim auf den Spion in einer Zellentür. Er ist übermalt und damit unbrauchbar. „Keiner von uns möchte durch so ein Guckloch auf die Häftlinge schauen. Wir sind keine Wärter – der schlimmste Titel, den sie uns geben können.“

Sein eigenes Verhältnis zu den Gefangenen nennt er, der einmal drei Stunden das Messer eines meuternden Häftlings am Hals spürte, „sportlich“. Was vor allem bedeuten soll, nicht erzieherisch-moralisch. Mit anderen Worten: Häftling, laß uns die Zeit, die wir gemeinsam verbringen, in gegenseitiger Achtung und Fairneß verbringen. „Aber wollten Sie nicht auch in den siebten Stock?“

Beim Aufstieg durchs Treppenhaus erzählt der Mann mit dem kiloschweren Schlüsselbund weiter. Etwa, wer alles hier herein dränge, nur um einmal Stammheimer Luft geschnuppert zu haben. So fragten vor allem immer wieder Fernsehteams an, ob sie für einen Krimi nicht mal kurz durch einen der Zellengänge fahren könnten. „Die Knastszene spielt dann zwar nicht in Stamm-, sondern in Stadelheim, aber im Abspann soll ‚Stammheim‘ stehen, das Gruselwort.“ Manche Besucher seien freilich enttäuscht, wenn man ihnen erkläre,

dass es hier längst keine „TE-Gefangenen“ (sprich: Terroristen) mehr gebe. Alles vorbei, gottseidank! Wir steuern Zelle 719 an, eine helle Eckzelle mit drei doppelstöckigen Betten. In ihr haben sich sowohl Ulrike Meinhof als auch Andreas Baader das Leben genommen. Es ist gerade „Umschluß“ – ein von Baader ersonnenes Wort, das in die Verwaltungssprache der Haftanstalt eingegangen ist und die Öffnung der Zellen sowie das kurze Beisammensein der Gefangenen im Gang bedeutet.

Ein Häftling steht rauchend in der offenen Tür. Ob wir eintreten dürfen? Sicher, warum nicht. Er grinst: „Sie kommen wegen der Terroristen?“ Stimmt. „Morgen kommt das Fernsehen, unsere Zelle filmen“, sagt er nicht ohne Lokalpatriotismus. Drinnen läuft ein Fernsehapparat. 32 Kanäle. Auch so ein Knast-Privileg aus alter Zeit: Die RAF-Gefangenen von Stammheim waren um 1975 die ersten Häftlinge in der Bundesrepublik, die einen eigenen Zellen-Fernseher bekamen, während ihre übrigen Insassen sich mit der kollektiven Knast-Glotze im Fernsehraum begnügen mußten.

Über einem der Betten in Baader-Meinhofs Zelle steht der Spruch: „Only Jesus can save.“ Er wirkt, also solle er Dämonen fernhalten.

KURT OESTERLE